

## **Terms and Conditions**

The Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

### Imprint:

Director: Mag. Renate Plöchl

Deputy director: Mag. Julian Sagmeister

Owner of medium: Oberösterreichische Landesbibliothek

Publisher: Oberösterreichische Landesbibliothek, 4021 Linz, Schillerplatz 2

### Contact:

Email: [landesbibliothek\(at\)ooe.gv.at](mailto:landesbibliothek(at)ooe.gv.at)

Telephone: +43(732) 7720-53100

Von den französischen Geschossen wurde auch die aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammende Frauenkirche — Notre-Dame — getroffen. Sie erhebt sich am Fuß der Kalksteinfelsen, die von der alten Zitadelle gekrönt sind. Im frühgotischen Stil erbaut, zeigt sie daneben auch Formen aus der Übergangszeit; neuerdings ist sie ausgebaut worden. Zwischen den beiden Steintürmen stand ein barocker Glockenturm aus Holz. Diesen sowie das Dach der Kirche schossen die Franzosen in Brand. Die zererschmelzenden Glocken durchschlugen die Spitzbogenwölbung des Schiffes und stürzten auf den Fliesenbelag des Fußbodens, der zertrümmert wurde. Die Sakristei wurde ebenfalls in Brand gesetzt. Die darin aufbewahrten Wachskerzen ergossen sich als feuriger Strom in das Kircheninnere, aber es brannten nur einige Stühle an. Die Beschädigungen sind daher nicht allzu beträchtlich. Die wertvollsten Stücke der Kathedrale blieben verschont. So ist die Seitentapelle mit dem romanischen Taufstein erhalten und wunderbarerweise auch das 112 Quadratmeter messende moderne Glasgemälde eines Fensters, das das größte seiner Art in Belgien ist.

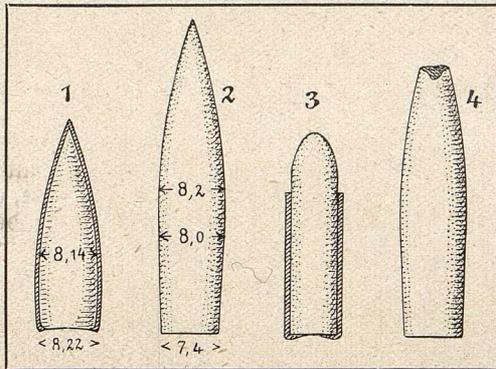
### Der Kampf um das Gehöft.

(Hierzu das Bild Seite 212/213.)

In fesselnder Weise schildert Charles Tardieu, ein Redakteur des „Figaro“, der als Unteroffizier in der Front steht, in seinem Blatte eine Episode aus den blutigen Kämpfen in der Champagne. Eine endlose Winternacht liegt hinter uns, schreibt er. Wir haben sie auf dem Bahnhöfen, auf spitzen und holprigen Steinen liegend, zugebracht. Gegen sieben Uhr dringen gedämpfte Stimmen und das Klirren der Bajonette an unser Ohr. Wir wissen nicht, ob wir zwei Stunden oder nur zwei Sekunden geschlafen haben. „Auf!“ erschallt der Kommandoruf. Vergessen ist die lange Nacht, vergessen das harte Steinlager auf dem Bahndamm. Wir ziehen im Gänsemarsch dahin, auf schmutzigen Pfaden, die Pfeife im Munde und ein Scherzwort auf den Lippen. „Heute wird's warm, Kinder!“ sagt ein Spatzvogel. „Nummeriert eure Knochen!“ Ein neuer Kommandoruf: „Halt!“ Jetzt wird's ernst. Ein paar deutsche Granaten fliegen über unsere Köpfe hinweg, mit dem Geräusch rollender Förderkarren. Und jetzt beginnen auch unsere Geschütze ihren Morgengesang. Vor uns liegt eine weite Ebene, eine endlose Reihe von Rübenfeldern; hier und da sind kleine Erlensbüsche und Ulmen zu sehen. Auch eine Landstraße schneidet das Gelände. Links, am Rande dieser Landstraße, sieht man ein paar stattliche Gebäude, die von einem Mauerrechteck eingeschlossen sind: es ist das Gehöft von M. Die Deutschen haben sich dort eingekerkert, und wir sollen sie daraus vertreiben. Zögernden Fluges kreisen deutsche „Tauben“ über dem Gelände. Hat man uns vielleicht schon entdeckt? Die schweren deutschen Geschütze bestreichen planmäßig ein in unserer Nähe befindliches kleines Gehölz; die Geschosse schlagen aber glücklicherweise etwa 300 Meter hinter uns ein. Man befiehlt uns, mit den Zuaven und den Schützen vereint vorzugehen. Wir schauen einander an, ernst und ein bißchen nervös. Das Lachen ist uns vergangen, und es wagt niemand mehr zu scherzen. Man öffnet die Patronenpäckchen, prüft den Gewehrverschluss, sichert Bajonett und Tornisterriemen. Obwohl wir die Eigenart dieser spannungsvollen Minuten bereits zur Genüge kennen, fallen sie uns doch auf die Nerven, was unsere Blicke, unsere Worte, unsere Bewegungen verraten. Wir begeben uns nicht zum erstenmal in Gefahr, aber selbst die Berwegungsten unter uns erinnern sich in solchen Augenblicken der vertrauten Gesichter einstiger Kameraden, die nun für immer verschwunden sind. Und jeder fragt sich, wer von den jetzigen Kameraden wohl bereits unsichtbar vom Tode gezeichnet ist. Vielleicht rauchen jetzt einige unter uns ihre letzte Pfeife, ihre letzte Zigarette.

Endlich kommt der Befehl zum Vorrücken. Die Patrouillen — Zuaven und algerische Schützen — schwärmen aus. Die deutschen Geschütze bestreuen immer noch das Gehölz. Eine Feldbatterie, die zu unserer Rechten aufgefahren ist, fällt in den Chorus ein. In den Hauptquartierberichten heißt das: Artillerieduell. Eine Patrouille gibt uns schließlich das Zeichen, daß ein 500 bis 600 Meter entferntes Gehölz unbesezt ist, und wir treten auf einen Pfiff aus unserer Deckung hervor. Im Lauffschritt stürmen wir ins offene Gelände hinaus, flankiert von roten Zuaven und weißen algerischen Schützen. Das Geschützfeuer nimmt von Minute zu Minute an Heftigkeit zu. Man hat drüben unser Hervortreten aus dem Walde bemerkt, denn dort, wo wir soeben erst gestanden haben, schlagen bereits Granaten ein. Und dann plagen sie dicht über unseren Köpfen. Wir werfen uns platt auf die Erde. Leider zu spät. Ringsumher ertönt bereits das Stöhnen und Jammern der Getroffenen. Da wälzt sich einer mit zerfetztem Bein auf der Erde. Andere werden nie wieder aufstehen, ihre Köpfe, ihre Leiber sind in Stücke gerissen. Man muß die armen Opfer liegen lassen. Unsere Herzen sind längst abgehärtet, und das blutige Schauspiel läßt uns beinahe gleichgültig. Nur einen Augenblick legt es sich wie Flor um unsere Augen, dann krampfen sich unsere Fäuste fester um den Gewehrgriff. Außer Atem erreichen wir endlich den Waldsaum . . .

Das Gehöft liegt vor uns, und in verschwimmender Ferne erkennen wir die Höhenzüge, von denen herab die deutschen Geschütze Tod und Verderben speien. Scheinbar verödet liegt der Pachthof dort drüben; doch zwischen uns und ihm liegen, kaum wahrnehmbar, die langgestreckten deutschen Schützengräben. Mühelos werden wir das Gehöft nicht bekommen. Schon wieder kreist eine „Tauben“ dicht über uns. Plötzlich läßt sie eine Feuergarbe fallen, und nach zwei Minuten sendet uns auf dieses Zeichen hin eine deutsche Batterie ihre warmen Grüße. „Die Marinesoldaten vor!“ schreit unser Hauptmann. Zischend sausen uns die feindlichen Gewehrflügel entgegen. Geduckt stürmen wir über das freie Gelände hin. Wie tausend Bienen schwirrt es um unsere Ohren. Hinter uns fallen mächtige Granaten mit entsetzlichem Getöse ein. Unaufhörlich grollt der Donner der Geschütze, die Kugeln pfeifen, in zerstäubenden Schollen wirbelt die zugewühlte Erde auf. Wie Feldhasen hasten die Zuaven zu unserer Linken weiter, während zur Rechten die algerischen Schützen, seltsame Kehllaute ausstößend, sich an uns anschmiegen. Plötzlich schlagen dicht beim Gehöft auf der Landstraße ein paar Granaten ein. „Aha! Nun beginnen unsere Geschütze sich zu melden!“ meint mein Nachbar. „Auf! Marsch, marsch!“ ruft unser Hauptmann, dessen Arm durchschossen und eben noldürstlich verbunden worden ist, indem er sich vom Boden erhebt. In diesem Augenblick sinkt er, von drei Kugeln getroffen, in die Knie. Er versucht noch einmal den Degen zu ziehen, wendet uns sein blutüberströmtes Antlitz zu und feuert uns zum Sturm an. Dann stirbt er. Der Leutnant springt vor. Ein Stöhnen ringt sich aus aller Brust, und wie wahnsinnig stürmen wir vor. Granaten, Schrapnelle, Gewehrflügel schlagen hageldicht in unsere Reihen ein und reißen klaffende Lücken. Viele fallen, ohne nur einen Schrei ausgestoßen zu haben, wie vom Blitz getroffen. Andere wälzen sich wehklagend in ihrem Blut, wieder andere brechen mit einem Fluch zusammen. Man hat das Gefühl, in einem Netz von Eisen und Blei vorzudringen, inmitten eines Schwarmes stehender Bienen. Auch der Leutnant fällt. „Halt!“ kommandiert der Offizierstellvertreter. Nach Luft schnappend, werfen wir uns auf die Erde. Wie viele mögen wohl gefallen sein? Niemand weiß es, und niemand kümmert sich darum. Wir sind außer Atem, in Schweiß gebadet, die Kehle ist wie ausgetrocknet, die Nerven krampfen sich in fürchterlicher Spannung, der Puls klopft und hämmert, die Ohren sind von einem betäubenden Brausen erfüllt. Und immer noch toben die



Infanteriegeschosarten.

1. S-Geschoss des deutschen Gewehrs 98. 2. D-Geschoss der Franzosen. 3. Halbmantelgeschoss mit nackter Bleispitze. 4. Französisches D-Geschoss, maschinell hergestellt.